

Nr. 292. Bromberg, den 28. Dezember 1929.

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von Friedrich Gerstäcker.

(13. Fortsetzung.)

„Sie werden einen Vater schonen, der sein Kind sucht."

„Ein hübscher Trost für uns andere!" meinte der Deutsche. „Und dann die Jahreszeit! Wenn wir wirklich noch hinüberkämen, nachher säßen wir dort in den Pampas den ganzen langen Winter zwischen den Wilden mit Pferdefleischkotelettes und gepfeffertem Blutkuchen. Brrr! Mir schaudert die Haut, wenn ich nur an die abscheulichen Mahlzeiten denke."

„Und wenn ich nun gut für Ihre Begleitung zahle?" drängte der alte Mann. „Ich bin reich, und das Geld hat keinen Wert für mich."

„Das könnte ich gerade von mir nicht sagen", meinte der Deutsche. „Aber ich habe nur einen Hals, und in der Zeit trage ich ihn nicht in die Berge, so viel ist sicher, und wenn Sie mir die Taschen mit Gold füllten. Hülfe Ihnen übrigens auch nichts; denn wir zwei allein können doch nicht gehen, und weiter beredeten Sie niemand in der ganzen Kolonie, so viel ist sicher."

Der alte Mann seufzte aus tiefster Brust, drehte sich ab, zog sich den Hut in die Stirn und schritt schweigend die Straße hinab. Meier blieb stehen und sah ihm nach.

„Armer Teufel!" murmelte er dabei. „Es tut mir selber leid, aber jeder ist sich selber der Nächste, und Geld zu verdienen — bah, da gibt's hier auch noch in Valdivia Gelegenheit, wenn man's nur klug anzufangen weiß." — Damit schlenderte er, die Hände unter seinem Poncho in den Taschen, lustig dampfend die Straße hinab, denselben Weg einschlagend, den der Alte vor ihm genommen. Er sah auch noch, wie dieser dem Hause des Intendanten oder Gouverneurs zuschritt und dort eintrat.

Endlich war der Donnerstag gekommen, den Don Enrique zu seinem Ritt ins Innere bestimmt hatte. Der Tag brach klar und wolkenrein an. Kein Wölkchen zeigte sich am Himmel, und es schien, als ob man in dem sonst so regenreichen Valdivia einmal einen ausnahmsweise langen und schönen Herbst bekommen sollte.

Indessen waren alle nötigen Vorbereitungen mit Eifer betrieben worden, und besonders hatten der Doktor und Reiwald, der junge Rechtsgelehrte, eine Menge von Dingen angeschafft, die sie für eine solche Reise unumgänglich nötig zu gebrauchen glaubten. Jeder bedurfte auch eines eigenen Packpferdes, und das aus der Heimat mitgebrachte Geld war dadurch ziemlich in Anspruch genommen worden. Darüber trösteten sie sich jedoch leicht, denn allen Versicherungen nach hörten ihre Geldausgaben auf, sobald sie die Stadt hinter sich hatten. Im Lande brauchten sie keins, und die Indianer der Otra Banda kannten es nicht einmal, sie würden wenigstens im Tausch mehr für eine Handvoll Glasperlen, als eine Handvoll Goldstücke gegeben haben. Glückliches Land! — Wie lange hatten sich beide danach gesehnt, einmal einen solchen Boden zu betreten!

Don Enrique hatte sechs Packtiere beladen, — vier davon allein mit Geschenken für die Indianer, — und führte noch außerdem ein paar Leitpferde bei sich, um das eine oder andere, wenn es ermüden sollte, abzulösen. Aber er wußte auch recht gut, daß seine deutschen Begleiter anfangs noch nicht recht mit dem Treiben der Tiere würden umzugehen wissen, und doch konnte er niemand mehr finden, der sich seinem Zuge hätte anschließen mögen, nicht einmal bis zu den Kordilleren, da jener Landstrich schon einzig und allein, selbst auf der westlichen Seite der Berge, von Indianern bewohnt wird. Der Intendant, der sich ebenfalls sehr für den Zug interessierte, wenn er auch nicht imstande war, ihm eine militärische Begleitmannschaft zu geben, verschaffte ihm wenigstens für die schwierigste Strecke Hilfe. Er hatte gehört, daß drei oder vier Indianer von der diesseits gelegenen Mayhue Lagune in der Stadt wären, ließ sie zu sich kommen und veranlaßte sie, dem fremden Sennor die Tiere wenigstens bis dorthin, also zum Fuß der Kordilleren, treiben zu helfen. Diese waren natürlich ebenfalls beritten, und dadurch war eine Hauptschwierigkeit beseitigt.

Das Packen der Tiere nahm mehr Zeit in Anspruch, als man darauf hatte verwenden wollen; denn es mußte mit aller Umsicht geschehen, damit die Lasten nicht allein gleich verteilt wurden, sondern auch rasch und leicht abgenommen und wieder aufgeschnürt werden konnten, was bei der Ersteigung einer solchen Bergkette besonders nötig ist. Dann fehlte bald noch dies, bald jenes, und es war Mittag geworden, ehe die Truppe nur einigermaßen in Ordnung kam.

Reiwald und der Doktor schienen am wenigsten böse darüber. Nun konnten sie noch einmal in aller Bequemlichkeit zu Mittag speisen, anstatt die schönste Tageszeit im Sattel zu verbringen. Sie ließen ihre Pferde draußen ruhig angebunden stehen und gingen, als die Glocke zum Essen rief, in den Saal hinein.
dianer von Mayhue hatten sich ebenfalls schon eingefunden,
dianer von Mayhue hatten si chebenfalls schon eingefunden,
die Packtiere wurden zusammengetrieben, und der kleine Zug setzte sich, von einer Menge von Neugierigen umstanden, langsam in Bewegung, um heute wenigstens in Gang und noch eine Strecke auf den Weg hinauszukommen.

Reiwald, der zu seinem Schrecken bemerkte, daß sie ihre Packtiere ebenfalls mit forttrieben, wollte ihnen nachrufen, noch einen Augenblick zu warten; ein Arzt aus Valdivia versicherte, sie sollten nur in aller Bequemlichkeit essen und wenn nötig, auch noch ein Mittagsschläfchen halten, er würde sie nachher begleiten und führen, daß sie den Zug noch einholten, ehe er das nächste Nachtquartier erreiche. So schnell ginge das nicht beim ersten Ausrücken, und bis die Tiere erst einmal ordentlich in Gang kämen, vergingen immer ein paar Stunden.

Indessen zog der kleine Zug zur Stadt hinaus. Don Enrique ohne weitere Waffen als ein Paar Pistolenhalftern, in deren jeder ein Revolver stak, den Poncho umgehängt, den breitrandigen Hut tief in die Augen gezogen und weder rechts noch links sehend, niemand beachtend oder grüßend.

Dann kamen die Packpferde mit Reservepferden, zwei und zwei zusammengekoppelt, um sich erst an den Trupp zu gewöhnen und zuletzt Jose mit der kleinen Indianerschar, die aus fünf Männern und drei Frauen, — zwei davon mit Kindern, aber alle zu Pferd, — bestand. Bessere Leute, seine Tiere in Ordnung zu halten, hätte sich der alte Chilene nicht wünschen können.

Die Indianer hingen nur so auf ihren schlanken, aber grobknochigen Tieren und hatten, um bequemer sitzen zu können, bald den rechten, bald den linken Fuß mit oben auf dem Sattel, aber sie waren überall. Wo ein Tier auch nur Miene machte, auszubrechen oder bloß seitwärts auszubiegen, schnitten sie ihm den Weg ab oder drängten auch wohl nur ihr Tier der Richtung zu, während der um den Kopf geschwungene Lasso den ganzen Trupp in Furcht und guter Ordnung hielt.

Als der Zug die letzte Straße Vildivias passierte stand oben in einem kleinen, etwas baufälligen Hause Meier am Fenster und schaute ihm nach, solange er ihm mit den Augen folgen konnte. Er war sehr in Gedanken vertieft. Ein Abenteuer, das er in der vergangenen Nacht zu bestehen gehabt, beschäftigte ihn.

Er hatte mit Cruzado, einem Halbindianer, für einen Kaufmann und gegen eine nicht kleine Entschädigung Waren aus einem im Hafen liegenden Dampfer fortschmuggeln wollen. Dabei war Meiers Segelboot aber von einem Zollboot überrascht worden, das die beiden Schmuggler kaltblütig rammten. Das Zollboot barst in mehrere Stücke. Was mag nur mit den Zöllnern geworden sein? dachte Meier. Sicherlich hatten sie den Tod in den Wellen gefunden.

Und leider hatte den ganzen Vorfall ein Fischer beobachtet, der Meier sowohl wie Cruzado erkannt haben mußte. Meier schritt unruhig im Zimmer auf und ab. Wie lange noch und die Behörden mußten die beiden Schmuggler suchen. Meier machte sich über sein Schicksal keine Illusionen.

Fort von hier, war die Devise, ehe es zu spät sein mochte. Er machte sich daran, Cruzado zu überreden, Don Enrique in die Pampa zu folgen. Nur dort waren sie sicher.

Unter dem Einfluß Meierscher Beredsamkeit ging Cruzado auch tatsächlich auf den Plan ein. Sie beschlossen, dem Zuge Don Enriques zu folgen, aber erst nach einigen Tagen zu den Reisenden zu stoßen.

Der Abend beim Kaziken.

Der Abend dämmerte stark, als der Trupp Don Enriques in den Wald gekommen war. Nur auf der Lichtung zwischen den Hütten eines Indianerdorfes zeigte sich noch der letzte Schimmer des scheidenden Tages.

Rings um die große Hütte, die allerdings nicht so aussah, als ob eine Familie dort ihren bleibenden Aufenthalt genommen, sondern weit eher dem flüchtigen Lagerplatz einer Jagdgesellschaft glich, standen einige zwanzig Pferde, sattellos, nur mit den Zäumen oder einem Stück Lasso an die elastischen Zweige der Bäume gebunden. Viele Pferde hatten nicht einmal richtiges Ledergeschirr, sondern es war ihnen nur ein Streifen roher Haut, der als Zaum diente, um die Unterkiefer gebunden. Dazwischen trieben sich eine Anzahl brauner wilder Gestalten umher, ganz trunken wenige, halbtrunken aber alle. Ein paar von ihnen hatten ein Schaf mitgebracht, das jetzt ausgeschlachtet an dem Zweig eines Apfelbaumes hing, und schnitten tüchtige Stücke herunter, um damit in der Hütte gleich ihr Mahl zu beginnen; andere schlugen von ein paar alten trockenen Stämmen, die wahrscheinlich damals gefällt waren, als man die Hütte hierher baute, lange Späne herunter, um damit das Feuer im Hause durch die Nacht zu erhalten, als das Hufgeklapper der nahenden Reitertruppe die Aufmerksamkeit aller jener Richtung zulenkte. Selbst die auf dem Boden Ausgestreckten sprangen überrascht empor, als sie in den so spät Eintreffenden Fremde, — weiße Männer erkannten. Besuche gehörten in ihrer Gegend, besonders in dieser Jahreszeit, nicht zu den gewöhnlichen Dingen; nur im Sommer kamen die Händler von Valdivia vorüber, um den Weg nach der Otra Banda einzuschlagen, hüteten sich aber, zu lange drüben zu bleiben, um nicht durch die plötzlich eintretende Regenzeit an der Rückkehr verhindert zu werden. Diese aber waren schon lange wieder auf chilenischem Boden. Das hier mußten ebenfalls Händler sein, schon die Anzahl von Packtieren, die sie mit sich führten, bezeugte es. Wer anders wäre auch über die Berge gezogen? Und was in aller Welt konnte die Leute dazu bewegen, jetzt eine solche Reise vorzunehmen, wo sie in den Pampas überwintern mußten?

Indessen kamen die Reiter im scharfen Trab heran, und Jose, Don Enriques Diener, hatte die Leitung übernommen, da er mit den Sitten und Gebräuchen dieser Stämme besser bekannt war als sein Herr. Er ritt voraus, und während er die neugierig andrängenden Indianer nur flüchtig grüßte, hielt er vor der Hütte, ohne abzusteigen, mit seinem Pferd still.

Aus der Hütte war indessen ein zerlumptes Individuum herausgetreten, an das sich Jose wandte und ihm ihr Anliegen vortrug: den Schutz der Kazikenhütte für die heutige Nacht.

Der Indianer hörte ihn, ohne ein Wort zu erwidern, an, zog sich dann die Hosen, die in Gefahr schienen, herunterzufallen, wieder in die Höhe und trat, ohne vorderhand eine Antwort zu geben, in die Hütte zurück, um dort die Befehle des Kaziken einzuholen. Es dauerte verwünscht lange, ehe er wieder herauskam, so daß den beiden Deutschen schon die Geduld ausging, während Don Enrique, wie aus Stein gehauen, auf seinem Pferde sitzen blieb und den Kopf weder rechts noch links wandte. Auch von den übrigen Indianern verkehrte in der Zeit keiner mit ihnen; man schien sie zu betrachten, als ob sie gar nicht da wären, bis der Kazike ihre Einführung gestattet hatte.

Dem Doktor wurde dies lange Halten endlich unerträglich, es kam ihm ordentlich unheimlich vor; denn wie ausgestopften und verfemt saßen sie da auf ihren Pferden. Mit dem wenigen Spanisch, was er verstand, wandte er sich deshalb an Jose und sagte:

„Der Bursche hat sicher da drinnen nichts ausgerichtet, denn es bekümmert sich niemand um uns. Wollen wir nicht absteigen? Ich habe einen Bärenhunger."

„Geduld, lieber Freund!" war alles, was der Chilene erwiderte, indem er, wie abwehrend, die Hand emporhob.

„Hören Sie, mein lieber Reiwald," sagte der Doktor, „wissen Sie, daß ich glaube, wir haben einen verwünscht dummen Streich gemacht, den alten Herrn auf seinem tollen Ritt zu begleiten?"

Reiwald zuckte die Achseln. „Das Gescheiteste war es vielleicht nicht, was wir hätten tun können", sagte er, „aber keinesfalls so dumm, als unsere ganze Reise nach diesem liebenswürdigen Lande. Jetzt sind wir einmal da, und es bleibt uns nichts übrig, als eben auszuhalten."

„Darüber bin ich noch nicht so ganz mit mir einig!" meinte der Doktor. „Noch können wir zurück. Wenn wir aber erst über die Berge hinüber sind . . ."

„Um nachher in Valdivia ausgelacht zu werden, wenn wir den alten Mann allein ziehen lassen."

„Bah, das schadet nichts!" deklamierte Pfeifel. „Was geht uns der Alte an? Ich bin mir selber doch ein verteufelt Stück näher. Wenn ich nur wüßte, wie ich den Weg zurückfände! Es ist ein wahres Elend, wenn man die Landessprache nicht versteht. Das Kauderwelsch, das diese Burschen hier sprechen, setzt nun gar dem Ganzen noch die Krone auf. Beim Spanischen kommt einem doch manchmal ein lateinisches Wort zu Hilfe, aber dies Pehuenchengewelsch bringt mich vollständig um."

„Halt, da kommt der Kammerherr des Kaziken wieder heraus und bringt Antwort!" rief Reiwald. „Alle Wetter, sieht der Kerl sauber aus! Ein Spaß wär's, wenn wir höflich abgewiesen würden."

„Aber ein verfluchter Spaß", entgegnete der Doktor; „denn draußen in freier Luft und im Nachttau zu liegen, sagt meiner Gesundheit gar nicht zu."

„Und mit dieser „Gesundheit" wollen Sie in die offenen Pampas?"

„Die Indianer dort besitzen vortreffliche Zelte aus Guanakofellen, ich habe mich danach schon erkundigt. Ich denke gar nicht daran, im Freien zu schlafen, wenn ich nicht notgedrungen muß."

(Fortsetzung folgt.)

Hildes Weihnachtsevangelium.

Eine Kindergeschichte für große Leute

von **Georg Wagener.**

„Zum Schluß, Kinder, wollen wir uns darüber einig werden, wer unter euch im Gottesdienst am Heiligen Abend das Weihnachtsevangelium verkünden wird. Fünf Mann brauchen wir dazu. Nun, wer will es sein?"

Der alte Pfarrer stand zwischen den beiden breiten Reihen hoher Kirchenbänke und sah fragend in die Runde. Da fuhren zögernd einige Kinderhände in die Höhe, rascher folgten zwei, drei Dutzend Ermutigter, und schließlich baren hundert Finger um den Vorzug, der Gemeinde am Christabend von den Stufen vor dem Altar herab die Kunde von der Geburt des Heilands bringen zu dürfen.

„Kinder, es ist schwerer, als ihr denkt. Ihr werdet dort oben stehen, und Hunderte werden euch sehen. Da kann es nur zu leicht kommen, daß ihr verlegen werdet und den Faden verliert. Überlegt es euch rasch noch einmal."

Zehn, zwanzig Finger sanken; unschlüssig sahen sich die Kinder an, und schließlich ragten nur noch zehn Hände empor. „Nun, ihr seid mutig, ihr anderen. Doch rasch zur Auswahl! Fünf müssen sich noch bescheiden, vielleicht erfüllt ihnen das nächste Weihnachtsfest den Wunsch. Kurt Peters, du nimmst Vers 1 bis 3, Martha Kegel Vers 4 bis 6, Karl Elvers Vers 7 bis 9, Marie Kreisler Vers 10 bis 12 und du . . ." Der Pfarrer unterbrach sich plötzlich. In der Bank vor ihm saß ein zehnjähriges Mädchen; seine Augen hingen am Munde des Geistlichen. Bitterste Enttäuschung und doch auch ein Funken letzter Hoffnung spiegelten sich auf dem blassen Gesichtchen. Der Schmerz des Kinderherzens tat dem alten Pfarrer leid: „Hilde, du möchtest wohl gar zu gern die letzten beiden Verse sagen dürfen? Hilde, wirst du es auch können? Hast du keine Angst, vor den vielen Menschen dort oben zu stehen?" Gütig fuhr die Greisenhand über den blonden Kinderkopf. Die Augen des Mädchens sahen flehend zum Pfarrer empor: „Bitte, bitte, Herr Pfarrer." Der Geistliche zögerte noch. Sollte er die letzten, bedeutsamsten Worte des Evangeliums diesem verschüchterten Kinde anvertrauen, das so schwer lernen und alles Erlernte so schlecht behalten konnte!

Das flehende Bitten des Kindes verscheuchte die Bedenken: „Gut, Hilde." Ein Blick grenzenloser Freude dankte ihm. — —

„Mutter, ich darf am Christabend mit vor dem Altar stehen! Die beiden letzten Verse hat mir der Herr Pfarrer gegeben. Mir, Mutter, mir!" Hildes Wangen glühten, als sie der Mutter die Freudenbotschaft brachte. Die verhärmte Witwe schloß ihr Mädchen in die Arme und freute sich über das Glück ihres sonst so stillen Kindes: „Hilde, wir beide wollen deine Weihnachtsverse lernen, und keiner soll das Evangelium so gut verkünden wie du." Doch im Innern bangte sie um ihre furchtsame, schwerfällige Hilde und fürchtete ein Mißlingen, eine schwere Enttäuschung.

Hilde lernte . Die Verse beschäftigten Tag und Nacht ihre Gedanken: „Mutter, ich kann schon den ersten! Hör zu. Sag ich es auch richtig?" Wieder und wieder mußte die Mutter ihrem Kinde lauschen, die Betonung einer Silbe, eines Wortes verbessern, sie loben, und endlich hatten sich beide Verse Hildes Gedächtnis eingeprägt: „Mutter ich kann es. Es wird alles gut gehen!" — —

Die Uhr der Markuskirche schlug halb fünf. „Mutter, wir müssen fort!" Hilde konnte die Zeit nicht erwarten. Endlich standen beide auf dem Bürgersteig der verkehrsreichen Straße. „Mutter, komm, wir wollen hinüber. Es ist schon spät!" Ungeduldig sprang Hilde auf die Fahrbahn . .

Die Mutter wollte sie noch zurückreißen: „Hilde!" Die Bremsen des schweren Kraftwagens kreischten, das Steuer flog herum, doch der Kotflügel streifte das Mädchen noch und warf es gegen den Bordstein . . .

„Hilde, Hilde!" Die Mutter kniete neben ihrem Kind. Einen Augenblick lag es betäubt in ihrem Arm, dann richtete es sich auf und lächelte: „Mutter, es ist nichts. Komm!" Der Herr aus dem Kraftwagen trat heran: „Dem Himmel sei Dank, daß kein Unglück geschehen ist. Als Entschädigung für den Schreck des Kindes bitte ich, meinen Wagen zur Heimfahrt zu benutzen. Wie? Sie wollen zur Kirche? Ich fahre Sie dorthin."

So hielt Hilde im großen Wagen des fremden Herrn vor der Markuskirche, und die anderen Kinder beneideten sie. „Wenn Sie erlauben, gehe ich mit hinein. Ich habe schon lange keinen Gottesdienst mehr besucht." Höflich ließ der Herr mit dem Kraftwagen seinen neuen Bekannten den Vortritt.

Nun saß Hilde zwischen der Mutter und dem Fremden und wartete auf das große Erlebnis. Da fuhr ein wütender Schmerz durch ihren Arm. Sie hätte am liebsten laut aufgeschrien, doch sie kämpfte tapfer die Regung nieder: „Nur nichts merken lassen. Sonst darfst du das Evangelium nicht sagen!" Sie verbiß den rasenden Schmerz. Die Mutter sah sie bleich werden: „Fehlt dir etwas, Kind?" — „Nein, nein, Mutter."

Die Liturgie ging ihrem Ende zu. Da neigte sich die Mutter zu Hilde: „Kind, du mußt jetzt zum Altar gehen. Halt dich tapfer, Hilde!" Das Kind erhob sich. Ihm war so eigenartig vor den Augen, und der Schmerz bohrte im Arm: „Lieber Gott, laß alles gut werden!" Endlich stand das Mädchen neben den anderen vor dem Altar.

„. . . in der Stadt Davids." Marie Kreislers letzte Worte verklangen, und der alte Pfarrer schob Hilde leicht nach vorn: „Mut, Hilde, Mut!" Die Lichter schwammen vor ihren Augen, der Weihnachtsbaum stand undeutlich im hohen Raum, und der Schmerz im Arm war unerträglich. „Dein Evangelium, dein Evangelium!" Hilde riß sich zusammen: „Lieber sterben, als versagen." Und die tapfere kleine Hilde begann.

Ohne Stocken sprach sie den ersten Vers, und nun kam das Bedeutendste, Schönste: „Ehre sei Gott in der Höhe . . ." lieber, lieber Gott, hilf mir, laß es gut zu Ende gehen! — Der Arm, der Arm! . . . „und Friede auf Erden . . ." der Tannenbaum er schwankt, die Kirche wirbelt im Kreise — lieber, lieber Gott, laß mich auch die letzten Worte sprechen! . . . und den Menschen . . . und den Menschen . . . der Tannenbaum fällt, die Kirche stürzt ein! Hilf mir, hilf mir! . . „und den Menschen ein Wohlgefallen."

Der alte Pfarrer fing das ohnmächtige Kind auf und trug es in die Sakristei . Die Mutter und der fremde Herr stürzten hinzu. „Hilde, liebe Hilde, wach auf!" Der Pfarrer wollte sie beruhigen: „Die Aufregung, liebe Frau, nur die Aufregung." — „Nein, nein, der Kraftwagen, der Unfall! O Gott hilf meinem Kinde!"

Ein Arzt unter den Gemeindegliedern untersuchte das Kind: „Ein Armbruch, ein schwerer Bruch! Es muß entsetzliche Schmerzen gelitten haben. Eine kleine Heldin!" — Da verstand der alte Pfarrer die Tat der verschüchterten, schwerfälligen Hilde, und er fuhr der Ohnmächtigen über das blonde Haar: „Liebe, tapfere kleine Hilde." Der Fremde trat dazwischen: „Kommen Sie, Frau! Ich fahre Sie ins Krankenhaus. Ich helfe Ihnen in allem." Wieder fuhr Hilde im schweren Luxuswagen des Fremden, doch keines der Kinder beneidete sie.

Der Pfarrer stand auf der Kanzel. Er erzählte seiner Gemeinde die Geschichte von der heldenmütigen kleinen Hilde: „Ein Kind hat uns beschämt. Ein Kind hat uns sein Weihnachtsevangelium verkündet, besser als ich alter Pfarrer es je könnte. Lieber Gott, hilf ihr, der tapferen kleinen Hilde!" —

Als Hilde am Abend des ersten Weihnachtstages im Krankenhausbett aus ihrer Ohnmacht erwachte, sah sie mit erstaunten Augen auf den brennenden Tannenbaum, auf den Berg von Geschenken der Gemeinde, auf die weinende, glückliche Mutter, auf den Fremden, auf ihren Arm in schwerem Verband und erinnerte sich des großen Erlebens: „Lieber Gott ich danke dir, daß du mir geholfen hast. Mutter, Mutter, es war doch richtig?" — „Ja, mein tapferes Kind. Keiner hat das Weihnachtsevangelium so gut verkündet wie du!"

Weihnachten an heiliger Stätte.

Von Hanns Brauckmann.

Haifa! — Von weitem tauchen schemenhaft Silhouetten der entlegenen Stadt auf und scheinen über die blauen Meereswasser zu wachsen, je mehr sich der Dampfer dem Ufer nähert. Kilometerweit vor Haifas Gestade hat er seine Anker bereits ausgeworfen. Unruhe und Spannung breiten sich unter den Menschen aus, die sich zur Schiffsbrücke drängen, um ausgebootet zu werden. Denn nicht mehr weit ist die heilige Stätte, das Ziel langen Sehnens und frommen Weihnachtswunsches. Eine vierstündige Fahrt noch von Haifa durch fruchtbare Ebene und abwechselungsreiches Gebirgsland, vorüber an dem Karmelgebirge. Dann taucht sie auf: El Kuds — Jerusalem — die heilige Stadt. Nicht in sie hinein bringt uns die Bahn, weit draußen vor ihren Mauern macht sie halt und zwingt uns, die weite Strecke mit dem Wagen zurückzulegen. Malerisch erschließt sich die „hochgebaute Stadt" vor uns, in seltener Schönheit, geweiht durch die Geschichte, die das Buch der Bücher bewahrt.

Man verläßt den Wagen im Angesichte der Stadt, über die sich die Zitadelle mit der Davidsburg erhebt; durch das Jaffator wagt man nur, zu Fuß die Stadt zu betreten und den Weg zu wandeln, den vor Zeiten der Heiland mit seinen Jüngern hinaufging.

Wie einst so beleben auch heute noch hauptsächlich die Juden die engen, winkligen Straßen. Wohl haben sich neben ihnen auch Christen und Mohammedaner heimisch gemacht, aber die Volkssitten sind echt jüdisch, und die englische Herrschaft hat es nicht versucht, dem Volksleben einen europäischen Einschlag zu verleihen. Und es war gut so; denn die Diplomatie garantierte den Besiegern sicheren Sieg. Gerade das ängstliche Sichsperren gegen kulturelle Fortschritte gibt der Stadt einen eigenen Reiz. Durch die engen, winkligen, mit Treppen und Toren belebten Gassen der Altstadt bewegt sich ein Völkergemisch von Türken und Arabern, das kein Bedürfnis verspürt nach Restaurants, Kaffeehäusern und Kinos. Unterhaltungsstätten kennt Jerusalem nicht. Es ist, als scheue sich das Getriebe, in jenen Ort des Friedens Einzug zu halten. Kein Wagen, kein Auto, keine Straßenbahn vermag die engen Gassen zu befahren. Alles ist auf einander abgestimmt: die Gassen, die Häuser, die Menschen — der Schmutz bleibt ewige Patina. Zur Nachtzeit wandeln lautlose Gestalten daher, in der Hand di Laterne; denn finster ist's ringsum, und nur die Jaffastraße erhellen einige Öllampen. Außerhalb in der Neustadt flutet die Menge durch die modernen Geschäftsstraßen.

Viele Jahrhunderte sind vergangen seit den Tagen, da sich Judas Geschick entschied, seit der Tempel zur Steinwüste ward. Aber an der Klagemauer stehen heute noch jene markanten Judengestalten von einst, kein Rassengemisch wie ihre europäischen Stammesbrüder; sie weinen, klagen und seufzen um den verschwundenen Tempel: „Wegen des Tempels, der wüste liegt — —" — „Sitzen wir hier und weinen", murmelt die Menge.

Andere Religionsgemeinschaften haben Fuß gefaßt an jenen Stätten, die den Juden heilig waren. Auf Moria, jener Bergspitze, wo einst Abraham sich zum Opfertod seines Sohnes Isaak entschloß, gibt heute die weithin leuchtende grüne Kuppel der Omarmoschee Zeugnis von tausendjähriger Türkenherrschaft. Eine der schönsten türkischen Moscheen ist dieser wundervolle, in seinen Raumverhältnissen feine Mosaikbau, mit kostbaren Säulen und glänzendem Perlmutterschmuck. Auch der Garten Gethsemane, mit altersgrauen Ölbäumen bestanden, ist nicht mehr jüdisches Eigentum. Griechen und Katholiken teilen sich in seinen Besitz.

Golgatha! — Erschütternd ist der Anblick jener Stätte, auf der Christus den Opfertod am Kreuze erlitt. Eine Marmortafel kennzeichnet die Stelle des heiligen Grabes und vereinigt um sich römisch-katholische, griechisch-katholische, armenische, koptische und andere Priester, die der Erlösung gedenken. Die Stätte des Gebetes für die Christen ist die Grabeskirche, die 1812 an die Stelle des 336 geweihten, später durch Brand vernichteten Gotteshauses errichtet wurde. Geheimnisvolles Dunkel umgibt die Altäre im Innern, und im Licht zahlreicher, von der Decke niederhängender Lampen glitzert der reiche Goldschmuck, Fahnen, Ölbilder und Figuren beleben die vielen Kapellen, an die sich Pilgerherbergen, Wohnräume usw. anschließen. Ehrfurchtsvoll schreiten Gläubige und Ungläubige an diesen Stätten vorüber und erleben das Leid, das die Via Dolorosa einst schaute. Diesem Geschehen fügt sich die Landschaft ein, paßt sich der Menschenschlag an, der mit der Landschaft verwuchs. Felsig, mit Steinen übersät, unwegsam ist der Boden, rauh die Wüste, wild das Kidrontal, schroff und fast ohne Baumschmuck sind die übrigen Täler, unheimlich glänzt das Tote Meer herauf, Ausblicke, die der Ölberg gewährt, der sich auf guter Straße mit dem Auto erreichen läßt.

Hart und verschlossen wie die Landschaft, ernst sind die Menschen, unverfälscht der Typ, besonders in der Altstadt. Dort hausen die Musleminen, den Blumen gleich, die nicht säen und nicht ernten und nur die eine Aufgabe erfüllen, da zu sein für Mann und Kind. Fein und regelmäßig ist der Zug ihres Gesichtes, in dem hochstehende Augenbrauen die großen Augen und die Schönheitsfalten überwölben. Fein und schmal ist die Hand, die nicht plump ward durch Arbeit, leichtfüßig und huschend der Gang zum Brunnen und ebenso elastisch der Gang heimwärts trotz des gefüllten Kruges, den die Frau auf dem Kopfe trägt.

Doch nicht allgemein herrscht der feine Frauentyp in den Gassen Jerusalems. Modische Kleider nach europäischem Muster, vielfach in grellen, schreienden Farben, beleben das Stadtbild. Die moderne Arbeiterin sieht in der europäischen oder amerikanischen Frau ihr Vorbild, kopiert Geste und Sprache und betrachtet es als größten Erfolg, für eine Europäerin oder Amerikanerin gehalten zu werden.

Eine liebliche Berglandschaft führt nach Bethlehem, dem fruchtbaren „Ort des Brotes". Keine deutsche Weihnacht zieht hier ein, die Winterzeit um Bethlehem ist mild wie bei uns der Herbst. Immergrün bleibt das Blatt der Olive, die ihrer blauen Früchte beraubt ist. Phantastisch strecken sich die kahlen Zweige des Feigenbaumes; blätterleer sind auch die Weinreben. Ernst stimmt das dunkelgrüne Kleid des Johannisbrotbaumes, während Krokus, Meerzwiebel und Alpenveilchen bereits den Lenz ankünden.

Gebeugt unter der Last, trippeln Esel zur Stadt; auf Dromedaren thronen reichgeschmückte Beduinen, daneben ziehen warenbeladene Kamele, — ein Bild, wie vor Zeiten. Auch Bethlehem ist eine Stätte des Schmerzes. Am Grabe Rahels, der Lieblingsgattin Jakobs, klagen die Juden über den Kindermord des Königs Herodes und erflehen die Fürbitte ihrer Stammmutter, die als Schutzheilige über die Gräber der Beduinen wacht.

Aus festungsartigem Häuserkomplex ragt am Ostrand der Stadt die große Geburtskirche über der geschichtlich wahrscheinlichen Geburtsstätte Jesu. Sie ist die älteste erhaltene christliche Kirche, stammt aus der Zeit Konstantins und befindet sich heute im Besitz der Lateiner, Armenier und Griechen. Die 330 von Konstantin errichtete Basilika wurde von Justinian durch Querschnitt, Apsiden und Vorhalle erweitert. Gewaltig und ergreifend ist der Eindruck, der von dem einheitlichen Stil des Innern ausgeht. Eine Treppe führt in die Krippenkapelle. Unter der Altarplatte leuchtet auf weißem Marmor ein Silberstern, der die Inschrift trägt: Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est — Hier wurde von der Jungfrau Maria Jesus Christus geboren. Zahlreiche Pilger besuchen um die Weihnachtszeit die lichterhellte Krippenkapelle, und die über der Krippe hängenden Lampen geben Kunde von den verschiedenen Religionsgemeinschaften, die alle in ihrer Art den in Armut und Not geborenen Heiland ehren.

Unbedeutend ist der Ort Bethlehem. Kaum 10 000 Einwohnere zählt die Stadt. Zwei Drittel der Bevölkerung verrichten in der Hausindustrie Perlmutterarbeiten, oft von großer künstlerischer Reife, fertigen Kreuze, Heiligenbilder und Rosenkränze an, während der übrige Teil der Bevölkerung in der Landwirtschaft seine Beschäftigung findet. Fruchtbar ist die Landschaft um Bethlehem, den „Ort des Brotes". Aber im Süden und Osten öffnen sich die Tore zur Wüste, die der Mensch meidet. Das Westtor weist auf Hebron zu und das Haupttor nordwärts nach Jerusalem.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.